

I Einleitung

Die Sorge um eine psychisch, sozial und körperlich gesunde Entwicklung hat die Gesellschaft von jeher beschäftigt (vgl. Delbrück, 1893/1993). Aktuell ist sie besonders durch Ergebnisse der PISA-Studie oder spektakuläre Einzelfälle jugendlicher Gewalt gefördert worden. Daran knüpft sich die Frage, wie Kinder und Jugendliche gefördert werden müssen, um den vielfältigen Lebensanforderungen in adäquater Weise gerecht werden zu können. Wenngleich auch die Schule und andere Institutionen wichtige Erziehungsaufgaben wahrnehmen, kommt doch der Familie hierbei eine entscheidende Bedeutung zu (vgl. Schneewind, 1999). Eltern sollen möglichst günstige Bedingungen für die Entwicklung ihrer Kinder zu schaffen. Von gesetzlicher Seite wird ihnen ein natürliches Erziehungsrecht zugestanden, das nur unter besonderen Bedingungen eingeschränkt werden kann. Es sind jedoch oft die Eltern selbst, die sich in dieser Rolle zeitweise überfordert fühlen. Die gesellschaftliche Pluralisierung, die auch zunehmend eine Abkehr von traditionellen familiären Strukturen mit sich bringt, verstärkt dieses Problem noch (Beelmann, 2003a). Obschon eigene Erziehungserfahrungen ein grundlegendes Modell für die Rollenfindung bieten, können oder wollen sich Eltern angesichts soziokultureller Veränderungen nur in Teilen darauf berufen (Jaursch, 2003). Die Erziehungssituation ist damit eine Herausforderung im Zusammenspiel von Eltern, Kindern und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, für die eine angemessene Lösung im Sinne aller Beteiligten gefunden werden muss. Grundlegende Unterstützung sollen Eltern dabei im Rahmen von Angeboten der Eltern- und Familienbildung erhalten. Im Rahmen der Jugendministerkonferenz vom 22./23. Mai 2003 ist dies erneut hervorgehoben worden.

Die Idee der Familienbildung hat in Deutschland eine lange Tradition. Sie wurde zu Beginn des Jahrhunderts in Form von Mütterschulen institutionalisiert und hat im Laufe der Zeit den Fokus mehr und mehr auf die Familie als Ganzes gerichtet. Primär wird sie heute von Familienbildungsstätten getragen. Allerdings entwickeln sich neben dieser „klassischen“ Linie der Familienbildung zunehmend weitere Angebote. So widmen sich inzwischen auch andere Trägerinstitutionen sowie selbsthilfeorientierte Vereine, Netzwerke und Einrichtungen der Familienbildung (vgl. John, 2003; Pettinger & Rollik, 2005; Rollik, 2003; Schymroch, 1989).

Auch außerhalb Deutschlands wird in den meisten westlichen Ländern der familienbezogenen Bildung eine wichtige Bedeutung beigemessen. So finden sich in den USA „family centers“, in Großbritannien „early excellence centers“, und in Frankreich und den Beneluxstaaten

„maisons vertes“. Das Ziel ist auch dort, im Rahmen präventiver Angebote das familiäre Zusammenleben zu verbessern. Die konkreten Ansätze sind sehr heterogen und reichen von Förderprogrammen für Hochrisikofamilien (z.B. „Early Head Start“ in den USA) über Hausbesuchsprogramme (z.B. „Community Mothers Programme“ in Irland, „Opstapje“ in den Niederlanden) bis zu kombinierten Elternbildungs- und Kinderbetreuungsangeboten (z.B. in den „maisons vertes“ bzw. „early excellence centers“). Insgesamt ist aber eine allgemeine Eltern- und Familienbildung zumeist weniger entwickelt als in Deutschland. In vielen Staaten fehlen flächendeckende, niederschwellige Angebote (AGEF, 1999). Die Maßnahmen richten sich vornehmlich an Familien mit akuter Problembelastung (Valentien, 2004).

Familienbildung kann kurz definiert werden als Bildungsarbeit zu familienrelevanten Themen, die Kompetenzen für das private Alltagsleben vermittelt. Sie verfolgt regelmäßig einen Ansatz, der direkt an den Alltagserfahrungen der Teilnehmer anknüpft. Dabei bezieht sie sich vor allem auf Fragen, die sich aus dem Zusammenleben von Frauen und Männern, Erwachsenen und Kindern, jungen und alten Menschen oder Gesunden und Kranken ergeben (vgl. John, 2003). Familienbildung soll nach Textor (2001, S. 2):

- zur erfolgreichen Erziehung in der Familie beitragen,
- die bedürfnisorientierte Gestaltung des Familienlebens erleichtern,
- dabei helfen, die verschiedenen Lebens- und Familienphasen möglichst problemlos zu durchlaufen, und
- dazu anhalten, die Chancen für die gemeinsame positive Weiterentwicklung und ein partnerschaftliches Miteinander zu nutzen.

Dabei steht ein präventiver Gedanke im Mittelpunkt: Die Unterstützung erfolgt nicht erst angesichts von bereits manifesten Problemen, sondern dient gerade auch dazu, potentielle Problementwicklungen in verschiedenen Lebens- und Familienphasen zu vermeiden (Minsel, 1999).

Dieses grundlegende Ziel wird durch eine breite Angebotspalette verfolgt. Sie reicht von Ehevorbereitungskursen und Elterntrainings über Angebote zur Freizeitgestaltung bis hin zur Bildungsarbeit in den Bereichen Hauswirtschaft, Ernährung, Kreativität, Religion und Gesundheitsbildung. Zur Systematisierung der Aufgaben und des Spektrums von Familienbildung hat sich in der Literatur die Unterscheidung von fünf Ansätzen etabliert (vgl. Pettinger, 2006;

Pettinger & Rollik, 2005; Strätling, 1990; Textor, 2001). Sie schließen einander nicht aus, sondern rücken nur jeweils unterschiedliche Perspektiven in den Fokus:

1. *Familienlebensphasenansatz*: Hier steht die Begleitung der Familie über verschiedene „normative“ Phasen im Mittelpunkt. Mit der kinderlosen Partnerschaft beginnend laufen sie über die Geburt und verschiedene Alterstufen des Kindes bis hin zur „empty nest“-Phase und dem Tod eines Partners. Thematisch geht es dabei häufig um die Begleitung der Familien bei der Bewältigung von Übergängen wie dem zur Elternschaft oder den Schuleintritt eines Kindes. Die Orientierung an einem normativen oder traditionellen Familienmodell ist gleichzeitig ein Kritikpunkt des Ansatzes, da zunehmend alternative Familienmodelle gelebt werden und in der Familienbildung Berücksichtigung finden.
2. *Aufgabenorientierter Ansatz*: Hier steht die Orientierung an spezifischen Aufgabenbereichen der Familie im Mittelpunkt. Dazu gehören u.a. Erziehungsaufgaben, die Kommunikation innerhalb der Familie und nach außen, der hauswirtschaftliche Bereich und die Bewältigung weiterer Herausforderungen des familiären Alltages.
3. *Besondere Familienformen*: Hier rücken familiäre Lebenssituationen in den Fokus, die sich vom normativen Rahmen im Familienlebensphasenansatz abheben. Dies ist zum Beispiel bei allein Erziehenden, Trennung/Scheidung oder Stief- und Pflegefamilien der Fall. Die Angebote bieten in diesen Situationen Unterstützung für die spezifischen Herausforderungen an.
4. *Besondere Belastungen*: Unter dieser Perspektive stehen spezifische familiäre Belastungen im Vordergrund. Diese ergeben sich zum Beispiel durch bestimmte Familienformen, in Verbindung mit Gewalt in der Familie, bei Arbeitslosigkeit, sozialer Benachteiligung oder Familien mit Migrationshintergrund.
5. *Zielgruppenbezogene Arbeitsansätze*: Hierbei sind auch im Rahmen von anderen Ansätzen implizierte Zielgruppen (z.B. allein Erziehende) angesprochen. Der zielgruppenbezogene Ansatz folgt aber keiner „Belastungs“-Definition, sondern es geht darum, verschiedenen Adressaten jeweils adäquate Angebote zu machen. Dazu gehören z.B. Angebote speziell für Väter/Männer. In einem weiten Sinn von Familienbildung werden hier auch semiprofessionelle Zielgruppen wie Tagesmütter integriert.

Im Hinblick auf die präventive Funktion sind gerade Familien in besonderen Lebens- und Belastungssituationen von Interesse (vgl. Walter, Bierschock, Oberndorfer, Schmitt & Smolka, 2000). Neben den allgemeinen Herausforderungen in den verschiedenen Familienphasen

bedeuten die zusätzlichen Belastungen ein höheres Risiko für Problementwicklungen. Im Hinblick auf die Primärprävention sind aber auch Familien, die (noch) nicht durch spezifische Belastungssituationen gekennzeichnet sind, eine wesentliche Zielgruppe.

Prävention durch familienbezogene Bildungsmaßnahmen ist damit ein sehr weiter Bereich. Für unser Projekt wurde ein etwas enger gefasster Begriff von familienbezogener Prävention gewählt: Wir subsumieren darunter alle Maßnahmen im Sinne des § 16 II 1 KJHG, die die Förderung von Handlungskompetenzen im Zusammenhang mit der Erziehungssituation anstreben und die Familien so bei der Wahrnehmung ihrer Erziehungsaufgaben unterstützen. Eine vergleichbare Abgrenzung nehmen Walter et al. (2000) vor, wenn sie von „Familienbildung im engeren Sinn“ sprechen, und diese Angebote von „sonstigen Themen der Erwachsenenbildung“ wie beruflicher Bildung, freizeitorientierten Angeboten oder Angeboten der Gesundheitsbildung unterscheiden.

Mit diesem Fokus wird der Tatsache Rechnung getragen, dass das elterliche Erziehungsverhalten und das Familienklima wichtige Risiko- oder Schutzfaktoren für die kindliche Entwicklung sind (vgl. Lösel & Bender, 2003; Lösel & Bliesener, 1994; Minsel, 1999; Scheithauer & Petermann, 2001; Webster-Stratton & Taylor, 2001). Dabei geht es nicht darum, die Erziehungsleistung der Eltern zu ersetzen, sondern diese bei der Aufgabe, ihren Kindern ein optimales Entwicklungsumfeld zu bieten, zu unterstützen.

Auch unter diesen engeren Begriff einer familienbezogenen Prävention fällt eine Vielzahl sehr heterogener Maßnahmen. Sie reichen von Erziehungskursen, in denen die Erziehungskompetenzen der Eltern direkt gefördert werden soll, über offene Angebote wie Gesprächsgruppen oder Eltern-Kind-Gruppen, in denen der Aufbau sozialer Kontakte zu anderen Eltern und Kindern im Vordergrund steht, bis hin zu Bildungsangeboten, die über eine Stärkung von Alltagskompetenzen (z.B. Zeitmanagement) zu einem entwicklungsförderlichen Familienklima beitragen sollen.

Neben den Familienbildungsstätten als klassischen Anbietern solcher Maßnahmen finden sich entsprechende Angebote – wenn auch in geringerem Umfang – im Rahmen der allgemeinen Erwachsenenbildungseinrichtungen, Familien-, Erziehungs- und anderen Beratungsstellen sowie nicht-institutionellen Initiativen (vgl. John, 2003; Walter et al., 2000).

Die große Breite des Angebots und der Anbieter erschwert einen Überblick über den Umfang und die konkrete Umsetzung des präventiven Familienbildungsauftrages. In Bestandsaufnahmen im gesamten Bundesgebiet (Schiersmann et al., 1998) und auf der Ebene einzelner Bundesländer (z.B. John, 2003, für Baden-Württemberg; Walter et al., 2000, für Bayern) wurden mit verschiedenen Akzentsetzungen Fragen der Angebotsstruktur, der Finanzierung, der Zielgruppenerreichung, der Vernetzung oder der Personalsituation untersucht. Hinsichtlich der Angebotsstruktur ergibt sich ein Schwerpunkt bei Eltern-Kind-Gruppen. In diesem Bereich sind überdies deutliche Zunahmen in den Programmen der meisten Einrichtungen zu verzeichnen. Dies ist einerseits die Folge einer gestiegenen Nachfrage, andererseits zeigt sich hierin auch das Bemühen um eine gezielte Profilierung der Angebotsstruktur im Hinblick auf junge Familien (John, 2003; Schiersmann et al., 1998). Allerdings spiegelt sich im Angebot der Einrichtungen auch die angesprochene Vielfalt der Familienbildung wider. Die Bestandsaufnahmen lassen überdies Unterschiede in der Struktur und den Zielsetzungen zwischen verschiedenen Anbietern erkennen. So steht bei Selbsthilfeinitiativen in aller Regel die Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch und das Knüpfen sozialer Kontakte im Zentrum. In Bildungseinrichtungen wird dagegen auch und vor allem die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten als ein zentrales Ziel betrachtet (John, 2003). Im Hinblick auf die finanziellen Möglichkeiten zeigen sich in den Untersuchungen die Auswirkungen stagnierender oder sogar sinkender Fördermittel. Sie zwingen viele Einrichtungen dazu, vermehrt Teilnahmegebühren zu erheben. Dadurch wird es schwieriger, die von vielen Seiten geforderten niederschweligen Maßnahmen, die auch sozial schwache Gruppen erreichen, zu realisieren (John, 2003).

Die hier genannten Bestandsaufnahmen konzentrieren sich in erster Linie auf die Institutionen als Gesamtkomplex. Die konkrete Ausgestaltung der einzelnen angebotenen Maßnahmen war nicht Gegenstand der Untersuchungen. Was innerhalb einzelner Maßnahmen tatsächlich geschieht, welche Inhalte thematisiert werden, mit welchen Methoden gearbeitet wird oder welche Zielgruppen durch die verschiedenen Angebote erreicht werden, konnte daher nicht systematisch dokumentiert werden. An diesem Punkt setzt das vorliegende Projekt an. Es erfolgt eine Bestandsaufnahme, die sich zum einen auf die Einrichtungen bezieht und damit die früheren Bestandsaufnahmen erweitert und aktualisiert. Im Gegensatz zu den früheren Untersuchungen beschränken wir uns dabei weder auf die Familienbildungseinrichtungen im engeren Sinne (wie bei Schiersmann et al., 1998) noch auf einzelne Bundesländer (wie bei John, 2003 oder Walter et al., 2000). Das Zentrum unserer Bestandsaufnahme bildet eine bislang fehlende

systematische Erfassung der Maßnahmen selbst. Dies ermöglicht eine genauere Dokumentation der familienbezogenen Präventionsangebote und damit verbunden eine differenzierte Einschätzung der Angebotsstruktur.

Neben der Beschreibung des Bestands an familienbezogenen Bildungsmaßnahmen stellt sich auch die Frage, inwieweit die Angebote zielführend sind. Im Vergleich mit anderen Themen wird dieser Aspekt im Rahmen der Diskussion um das familienbildnerische Angebot oft stiefmütterlich behandelt. Nicht selten wird die Zielerreichung mit der guten Absicht oder subjektiven Erfahrungen begründet (vgl. Beelmann, 2003a). Neben der Bestandsaufnahme des Angebots erfolgt in unserer Studie daher auch eine systematische Integration von Befunden zur Wirksamkeit von Maßnahmen der Elternbildung.